

Am Fenster : Jugenderinnerungen [Fortsetzung]

Autor(en): **Federer, Heinrich**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift**

Band (Jahr): **44 (1940-1941)**

Heft 4

PDF erstellt am: **12.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-662015>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.



Sehnsucht.

Ach, aus dieses Tales Gründen,
Die der kalte Nebel drückt,
Könnt ich doch den Ausgang finden,
Ach, wie fühlt ich mich beglückt!
Dort erblick ich schöne Hügel,
Ewig jung und ewig grün;
Hätt ich Schwingen, hätt ich Flügel,
Nach den Hügeln zög ich hin.

Harmonien hör ich klingen,
Töne süßer Himmelsruh,
Und die leichten Winde bringen
Mir der Düste Balsam zu.
Goldne Früchte seh ich glühen,
Winkend zwischen dunkeln Laub,
Und die Blumen, die dort blühen,
Werden keines Winters Raub.

Ach, wie schön muß sich's ergehen
Dort im ew'gen Sonnenschein,
Und die Luft auf jenen Höhen,
O wie labend muß sie sein!
Doch mir wehrt des Stromes Toben,
Der ergrimmt dazwischen braust;
Seine Wellen sind gehoben,
Daß die Seele mir ergraut.

Einen Nachen seh ich schwanken,
Aber, ach! der Fährmann fehlt.
Frisch hinein und ohne Wanken!
Seine Segel sind beseelt.
Du mußt glauben, du mußt wagen,
Denn die Götter leihn kein Pfand;
Nur ein Wunder kann dich tragen
In das schöne Wunderland.

Friedrich Schiller.

Am Fenster.

Jugenderinnerungen von Heinrich Federer.

Nachdruck verboten. Copyright by G. Grote'sche Verlagsbuchhandlung, Berlin.

(Fortsetzung.)

Über den Brünigpaß.

In jenen ersten Brienzerjahren wurde dem sonderbaren Ehepaar ein spitzes, großes, grauäugiges Mädchen und dann ein kleinerer bleicher Bub mit starker Nase geboren, und die Arbeit und Sorge für Frau Verena wuchs hochauf, während Paul nicht einmal mit dem kleinen, weißen Finger daran tippte. Wenn wir Kinder die

Augen zusammenkniffen und die Backen aufbliesen, um zu greinen, nahm er den Stock und marschierte davon. So unbehilfliche, geistlose Bälge kamen ihm garstig vor. Ihn ekelte schier davor. Er fühlte nie väterlich, kümmerte sich wenig um uns. Es war ihm auch später unmöglich, uns zu strafen oder mit uns zu spielen, so böse oder lieb wir auch taten, ganz als wären wir ihm Fremde.

Und doch, wie hab' ich diesem Vater, wenn er neben mir etwa schlief, als vier-, fünfjähriger Knabe oft mit dem ganzen Hunger der Kindlichkeit und Verehrung die blasse Wange, die dünne Falkennase leise gestreichelt und vor allem auf den schönen roten Mund zwischen den krausen Barthaaren ein Kinderküßchen gedrückt. Stundenlang konnt' ich ihn bewundern, betrachten und dazu leise flüstern, nein beten: Vater, mein Vater, mein lieber mächtiger Vater! Ich schmiegte mich an ihn wie ein Käzchen und unterdrückte den Atem, damit er ja nicht erwache. Von seinem Puls und Atem, so nahe und fühlbar, schien ich dann allein zu leben. Sprach er ein Wort im Traum, was oft geschah, so dachte ich nach, was Großes das wohl bedeute. Aber wenn der Vater endlich doch diese lieblosende Nähe spürte, oft nur im Halbschlaf, stieß er einen harten, unwilligen Seufzer aus undkehrte sich ab. Nein, Kinder liebte dieser Mann nicht, und uns Kinder am wenigsten, da wir ihn mehr als alle andern beengten.

Inzwischen wurden auch die beruflichen Beziehungen Pauls mit den Brienzern immer unleidlicher, und die kleine Familie beschloß, mit Kind und Regel über den Brünigpaß nach Obwalden zu ziehen.

In diesem kleinen katholischen Urkanton der Schweiz war meine Mutter offiziell zum katholischen Bekenntnis übergetreten. Der Übertritt war für das Ländchen etwas Ungewöhnliches gewesen. Die höchsten Persönlichkeiten hatten ihr Interesse bei dem Vorgange auf vornehme Art gezeigt, so der Landammann Nikolaus Hermann in Sachseln, ein prachtvoller Magistrat; so die Familie des Landammanns Ettlín in Sarnen und der Superior des Vaters Bigil, der majestätische Rektor der Kantonsschule Augustin Grüniger. Dabei hatte die genialische Art, wie Paul sprach und dozierte und allseitiges Können hervorfunkeln ließ, tiefen Eindruck gemacht. Der Rektor hatte vor kurzem das schöne Konvik für die Studentenschule gebaut und benötigte nun für das Gymnasium einen richtigen Zeichnungslehrer. Und sogleich dünkte es Paul, wie ganz anders er in dieser Luft von gelehrten Professoren und talentvollen Schülern atmen könnte als im engen Schnitzlerdorf Brienz.

Sodann hatte Landammann Hermann in Sachseln ein nach damaligen Landbegriffen geradezu großartiges Schulhaus im Auftrage der Gemeinde erbaut. Hier konnte leicht eine Zeichnungs- und vielleicht gar Schnitzerschule für

fähige Burschen aus dem Volke eröffnet werden. Warum, was am dunkeln Brienzner See gedieh, sollte nicht auch am kleinern, hellern Sarner See blühen und reifen können? Das blutrote, von zwei wunderbaren dunkeln Augen belebte, rege, impulsive Haupt dieses Staatsmannes barg überhaupt eine Menge von Ideen, Unruhen, Plänen in sich, wovon dann manches über Nacht verblaßte und manches von seiner weltklugen und von Menschenliebe wahrhaft leuchtenden Frau Josephine so lautlos aufs gesunde Maß gestutzt wurde, daß der Gatte meinen durfte, er selbst habe nachgehends diese Kürzung oder Säuberung vorgenommen.

Aber die eben genannten Absichten schienen vielen erreichbar. In den sieben Obwaldner Dörfern gab es neben dem Bauerngewerbe sozusagen keinen andern als den unzureichenden handwerklichen Verdienst. Die Fremdenindustrie blühte wie ein stilles Veilchen und duftete nur wenigen Gasthofbesitzern in die Nase, Engelberg ausgenommen, das hinter all den obwaldnerischen Bergketten versteckte, siebente, sozusagen für sich allein bestehende Dorf, wo die Familie Eduard Cattani der Sache Ernst und Größe verlieh. Überdies schüttelten viele erfahrene Ratgeber den Kopf und gaben zu bedenken, ob die Überwucherung eines stillen, einfachen Ländleins durch die Fremden, so wie die Menschen nun einmal sind, übersättigt die Kommenden, begehrlieh die Empfangenden, ob diese Art Industrie ein soziales Plus bedeute?

Aber Arbeit mußte in die Dörfer gebracht werden. Duzende und Duzende, die sich in der Heimat nicht mehr genug Brot zu schaffen wußten, zogen mit einem viel zu kleinen Bagel nach Amerika, um dort meist noch knapperes Brot zu essen.

Also Zeichnen, Schnitzeln, vielleicht sogar Modellieren! Holz haben wir so gelindes und Messer so scharfe wie die Berner Oberländer. Beim Hosenslupf haben wir sie oft auf den Rücken gelegt. Sollten wir nun in andern Handierungen soviel geringer sein? Unsre berühmten Spaltenkäse hauen wir so rund und reif wie sie aus dem Kessel. Also!

Es zeigte sich später, daß Käsen und Holz schnitzeln nicht dasselbe bedeutet; daß für das Leben einer lebendigen, das heißt durchaus von Kopf und Hand des Menschen gefertigten Industrie eine bestimmte Luft und Landschaft, eine gewisse langsame Tradition und ein ewiges Anzweifeln von außen nötig ist. Das letztere besorgte

der Fremdenstrom durchs Berner Oberland. Obwalden erlebte davon nur ein schwaches Echo in den Kutschen, die fast ohne Aufenthalt von Brienz nach Luzern rollten und höchstens oben in Lungern und unten in Alpnach ein paar Silberstücke fallen ließen.

Aber wer sieht alles, ahnt alles, errechnet alles voraus?

Ubrigens hoffte Obwalden auf eine Eisenbahn, die von Luzern übers Gebirge nach Brienz führe. Viele behaupteten zwar, dann würden die Fremden noch heftiger durchs siebenstündige Kantönlein blitzen und flitzen. Jetzt dauerte die Kutschenfahrt doch mit dem Pferderasten beinahe einen Tag. Es konnte ein Hufeisen abfallen, ein Rad schief gehen oder der historische Landenberg auf dem Garnerhügel reizen oder eine fromme Neugier um den Bruder Klaus, dessen Gebet in der Sachflerkirche gewaltig kniete, die Fremden zum Aussteigen bewegen. Oder auch das Unwetter hielt oft eine Menge Kutschen von der Weiterfahrt ab. Mit der Bahn würde auch das noch alles aufhören. In zwei bis drei Stunden wäre die Strecke im sichern Wagen durchrannt.

Andere glaubten das Gegenteil, besonders die frischen Köpfe, die auch für neue große Schulhäuser, Zeichnungsunterricht und Schnitzlerschule schwärmten und auf einen sogenannten kulturellen Aufschwung des einsamen, abgelegenen Kantons Obwalden hofften.

In solcher Zeit und Stimmung wurden die Verträge mit Paul gefertigt. Er ward zum Zeichnungslehrer an der Kantonschule bestellt, sollte aber in Sachseln wohnen und dort die gewerblichen Kunstkurse leiten. In wenigen Monaten würde ihm eine schöne, helle Wohnung im noch nicht ganz ausgetrockneten Schulhaus offenstehen.

Gern schieden die Eheleute von Brienz. Verena mußte ihre vier Kinder vom ersten Manne in der Besorgung der protestantischen Tanten und Onkel belassen, und diese jungen Geschöpflein entfremdeten ihr denn auch mit den Jahren mehr oder weniger, Lina ausgenommen, die älteste, ein Jungfräulein von zartem, innigem Wesen, das unzählige warme Brieflein der Mutter ins katholische Nachbarland hinüberschickte und das uns Stiefgeschwistern wie ein Engel vorkam. Sonst bekam Verena es seit ihrer Glaubensänderung nicht mehr gemütlich in Brienz, so wenig als Paul seit seiner unordentlichen Berufsführung. Sobald daher von drüben endgültig gewinkt wurde, packte man Kind und Hausrat eilig zusammen und fuhr, obwohl es düsterer schneeiger

November war, über den Brünig ins verheißene gelobte Land.

Auf jener langsamen Fahrt den Berg hinauf soll meine Mutter immer gesungen, der Vater geschlafen oder mit dem Kutscher marschiert, geraucht und bei jeder Wirttschaft eine Flasche geleert haben. Dennoch sang meine Mutter, als wäre es erst jetzt die richtige Hochzeitsreise. Und doch schoß ein eisiger Bergwind in die schlecht gedeckte Kutsche und mußte Verena mich, der noch nicht drei Jahre zählte, und meine Schwester mit ihren eigenen Kleidern decken. Aber sie sang und ihre braunen Augen lachten, wenn sie ihren Mann so tapfer bergauf gehen und die Schneeförner von sich schütteln sah. Und sie nickte und grüßte lustig wie ein Mädchen, so oft er an den Wagenschlag trat und fragte, wie es gehe, ob sie nicht friere, ob er ihr vom nächsten Wirtshaus einen heißen Punsch hereinlangen solle. Jetzt wird es anders, Verena, ganz anders, schwor er übermütig und schlug an die Taschen, worin ein hübscher Vorschuß steckte. Jetzt sollst du sehen, was ich kann. Das sind nun Menschen von Verstand. Die begreifen mich und sind froh um mich. Und wieder klatschte er an die Brusttasche.

Verena sang und glaubte. Wie hatte ihr jener Tag in Sarnen gefallen, da sie das katholische Bekenntnis ablegen durfte. Es war Sommer gewesen. Die milden Oberwaldnerberge lächelten bis zur Spitze in Grün. Der See zeigte keine Welle. Geduldig nahm er jedes Gesicht auf und gab es geduldig zurück, so frech dieses auch seinen Spiegel forderte. Und diese Wiesen ums Ufer, dieses Obstlaub, diese Kapellen und Kirchen, dieses viele Läuten, diese freundliche Luft und diese höfliche Freundschaft links und rechts. Obwohl es nun immer dichter zu schneien begann, je höher man fuhr, sah Verena doch immer noch jenen Sommertag und hörte jene guten Stimmen und fühlte jene segnende Hand, die auf ihr gelegen hatte. Selbst als der Schnee so schwer fiel, daß die Räder fast nichts mehr ausrichteten, die Strecke von zwanzig Minuten eine Stunde brauchte, es immer mehr zwischen Tannen und Felsen dunkelte und in der Tiefe des Haslitals ein eintöniges Flocken- und Nebelgrau braute, selbst da sang sie, sang uns Kinder und den ermüdeten Paul in Schlaf und sah nichts als Sonne. Hochzeitsreise!

Mit kreischendem Gefährt und dampfnassen Rossen gelangten wir abends zum Brünighaus

an der obersten Straßenschleife. An ein weiteres Fahren war nicht zu denken.

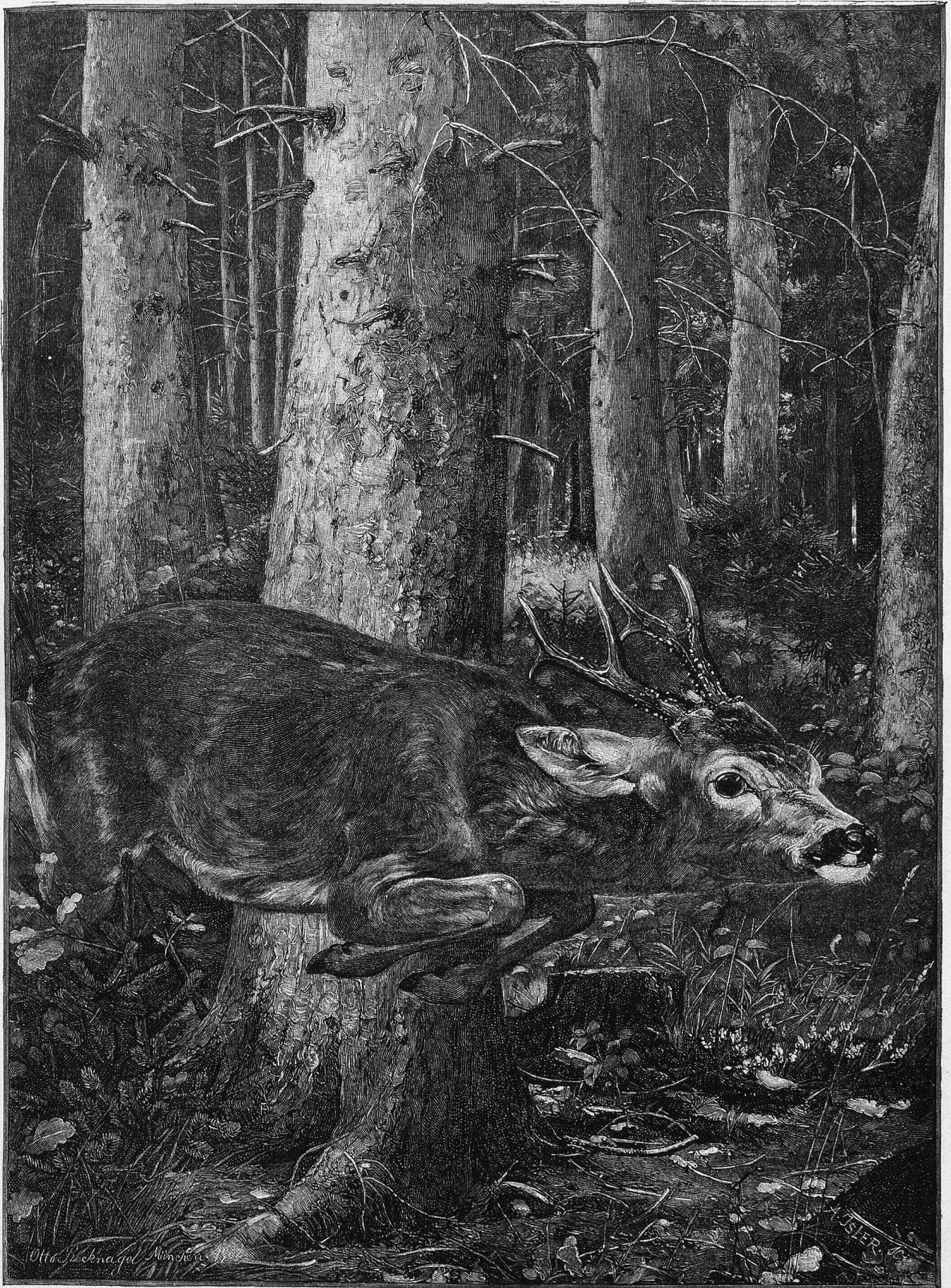
Von all dem weiß ich nichts. Aber als ich das erstemal und wieder an einem düstern Tag als zwölfjähriger Bub da hinauffuhr und die Aare tief in der Talebene und die jenseitigen Wasserfälle und steilen Felsen ob Rosenlauri als etwas Erstmaliges verkostete, stuzte ich plötzlich bei jener Straßenschleife im Lann und rieb an der Stirne und meinte, das altertümliche Gebäude schon einmal genau so gesehen zu haben. Oder hatte ich es denn haarscharf so geträumt?

Die Nacht, die wir in den eiskalten Zimmern dieses Hauses verbrachten, wurde für mich zum schwarzen Verhängnis. Es sei wie im Kristallpalast zu London gewesen, scherzte später mein Vater. Die Wände waren von glattem Eis tapeziert, die Diele gefroren wie Glas, der Boden naß, die Betten feucht. Als man mit den Kerzen hineintrat, habe es dämonisch geleuchtet wie in einer Gletscherhöhle. Die Luft war entsetzlich schlecht. Aber wir fielen alle trotzdem vor Müdigkeit sogleich in tiefen Schlaf. Jedoch von dieser Nacht an hatte ich immer Nasenkatarrhe und wurde im Kehlkopf überempfindlich. Binnen kurzem kamen die ersten Asthmaanfalle und entwickelte sich jenes Übel, das mich von allen Gesunden zeitlichens mehr oder weniger absonderte, mich für ein Drittel der Jugend ins Bett warf, unzählige Male bis hart ans Ersticken würgte, mich tausend und tausend Nächte am offenen Fenster keuchend zubringen ließ und mir alles, was frisch, keck, lustig ist, untersagte: so das Obstessen, das Wassertrinken, ja, jeden kühlen Trunk, das Springen und Jagen, das Tanzen, das Schreien, ach, jeden schönen Übermut. Und doch, wie litt gerade ich zeitlichens Durst! wie zitterte mir als väterliches Erbe die Leidenschaft nach Wein durch den ganzen Leib, wie wär' ich gern gesprungen, hätte fechten und klettern mögen und bewunderte die Kameraden, die das alles leisten konnten, weit mehr als wenn sie Gedichte gemacht, Musik gespielt oder die schwierigste Algebra gelöst hätten.

In diesem Hospiz begann die unheilbare Krankheit, die mir später das Schönste, was es für mich gab, das Pastorieren, verbot, mich mehr und mehr in den Stuhl zwang und mich langsam begrub, noch ehe ein Sarg gezimmert ward. Unheilbar sage ich, und doch nicht unheilbar. Denn heute weiß ich sehr gut, wie eine Höhenkur, eine Spezialbehandlung mich als Knaben für immer hätte heilen können. Ist es doch mir selbst mehr-

mals auf ein paar Jahre gelungen, die entsetzlich beengenden Ketten zu lockern, Märsche zu erzwingen und nicht wenige hübsche Gipfeltouren auszuführen. Aber dann lehrte das Leiden mit doppelter Schwere zurück. — Freilich, bei meiner hitzigen Natur und der ungeheuren Begehrlichkeit meines Blutes oder meiner Nerven war dieses Schicksal vielleicht eine mir an jenem Winterabend vom Himmel gefallene Gottesgüte. Das Asthma hat mir Schranken gesetzt, wo meine eigene Willensschwäche es nicht vermocht hätte. Ich besitze alle Anlagen, deren Reife ich beim Vater sah, vielleicht noch in einem stärkeren Samen als er selbst. Ich bin träge, gelüftig nach stetigen Genüssen, verliere sogleich beim ersten Mißglücken alle Arbeitslust, liebe mein Wohlsein über alles, überschätze das ästhetisch Schöne, bewundere das Großartige noch in der Schlechtigkeit, möchte küssen, Wein trinken, singen und alles Ernste unter den Tisch wischen. Da kam grau, hager, enggeschnürt und unerbittlich das Asthma wie ein König über mich. Ich mußte folgen. Bei jedem Ungehorsam gab es Schläge. Der blindeste, wildeste Unberstand konnte nicht anders, er mußte sich nach knappen Gesezlein richten, demütige, kleinliche Regelchen beobachten, pedantische und philisterhafte Vorsicht hegen, wie eine Schnecke die Hörner der Angst aus- und einziehen und ja nie über die Schnur hauen. Noch mehr, man mußte sein Blut, seine Rasse, sein braves Ungetüm verleugnen, verwässern, nach und nach ins Kaninchenhafte hinunter zähmen. Es ward keine Tugend, daß ich in allen Studentenjahren nie einen Rausch heimtrug, von Keilereien fern blieb und an den Frechheiten und Glorien des Schürzenjägers keinen Anteil nahm. Es war in erster Linie Zwang. Wie oft hätte ich sonst gesündigt! Ach, und wie oft habe ich doch noch gesündigt, noch im eingäscherten, ruinirten Alter.

Aber nach und nach fand ich durch das Asthma und seinen Zwang auch Röstlichkeiten, die mir sonst nie aufgegangen wären. Nur der Astmatiker kennt die Traulichkeit der Stube, die Süßigkeit des Sessels, den Genuß des Fensters. Nur er fühlt die Wonnen der reinen Luft, des Waldgeruchs, des wunderbaren Odems nach einem Gewitter. Er allein vermag das Wunder des Marschierens ordentlich zu erkennen, aber auch die Wohlthat einer stillen Rutschensfahrt. Die Schönheiten des Alleinseins, des Schweigens, des nächtlichen Grübelns und Phantasierens, die Gottesgabe eines frischen Morgens, wer hat das



Flüchtender Hirsch.

so tief erlebt wie der Asthmatiker? Wem bedeutet das Buch soviel wie ihm? Wer nach langem Fasten kann so die Freuden der Natur, ihrer Alpen und Gewässer bis auf den Grund auskosten wie er? Jeder Asthmatiker ist oder wird ein Poet. Jeder kennt die herben Segnungen der Aszese und zugleich das Schwelgen in Stunden der Erleichterung. Immer wieder wird er bei seiner heillosen Sinnlichkeit kleine Schnitzer begehen, aber im großen wird er je länger je mehr maßhalten und nach und nach wie kein anderer Mensch das vielfach Tolle, Unnütze, Schädliche jener lauten, frechen Freiheiten einsehen, die sich die Gesunden nehmen und um die er sie so lange beneidet hat. Ja, es kann sein, daß er zuletzt gar nicht anders sein und die bitter eroberten Vorteile seines Übels gar nicht mehr an die Vorteile jener Gesunden umtauschen möchte.

Doch ich vergesse, daß wir oben auf dem Brünigpaß steckengeblieben sind.

Am folgenden Tag mußte man die Schlittenkufen ein Stück weit gebrauchen. Rasch ging es so bis Lungern hinunter. Dann rollten die Räder mit unserer Habe und Hoffnung beim lustigsten Sonnenschein den Kaiserstuhl hinab nach Siswil und den obern, hier so melancholischen Sarnersee entlang, bis die runde Zwiebel des Sachslor Kirchturms über die entblätterten Baumwiesen und Dorfgiebel mit dunkelrotem, vielwissendem Lächeln grüßte. Wir fuhren am Schulhaus, der künftigen Wohnung, vorbei und dem höchsten Hausdach des Dorfes, dem Doktor-Omlinhause, entgegen. Gewiß hat der Bach davor munter gerauscht, die Leute haben neugierig die Hälse nach dem „Künstler“ und der ehemaligen Protestantin aus den Fenstern gereckt, da und dort hat ein barscher Hund gebellt und die Stiegen des mächtigen Hauses haben unter unserm Plunder und unsern Zukunftserwartungen Tritt für Tritt gekracht. Ganz gewiß! Aber ich weiß gar nichts davon. Ein undurchdringliches Dunkel umgibt mich, und nur das rote Köcklein und die gelbe Schützenfahne schießen daraus wie zwei grelle Blitze hervor. Darnach wird es eine Weile womöglich noch dunkler.

Die erste Kunzel

Gewiß kann niemand erzählen, wann er zuerst Mutter rief oder das Vaterunser nachbetete, wann ihm der erste Gedanke klar und rund wie eine Kugel aus dem Köpfelein rollte; genau wie man nicht sagen kann, wo der erste grüne Halm aus der Februarwiese schlüpfte. Sie wurde durch

ein Durcheinander von Millionen Kleinigkeiten grün und grüner, und das Kindesgehirn wuchs durch ebenso viele Anfänger, Versuche und Borwizigkeiten, die man nicht sondern kann, in einen Vorfrühling von Erkenntnis und Überlegung hinein. Und im Nu ist der März und volle Frühling da.

Dann wird uns auf einmal des Himmels Höhe so deutlich, der Mond daran so verständlich, das Gesicht der Eltern so vielsagend, das Gehorchen so bitter, das Meinsagen so wichtig, die ganze Welt so klar und gescheit und wir mit ihr nicht minder klar und gescheit. Und schon können wir uns nicht mehr entsinnen, daß es einmal anders war. Wer mir erzählen wollte, wie er vom Lallen zum Sprechen kam, dem will ich erzählen, wie er bereits wieder vom Sprechen zum Lallen zurückgekehrt ist, der Narr!

Recht spät bemerkte ich, daß noch ein zweites Schwesterchen zu uns in die Stube kam. Ich sehe Gipsfiguren meines Vaters, seine Hände im Lehm knetend, seine weiche, samtene Kohle, seine hauchdünnen Goldblättchen, vor denen man nicht atmen darf, sonst verwehen sie, — seine vielen orgelnden Uhren mit dem Pfeifenwerk, an dem er sich quälerisch ergötzte. Ich sehe vom hohen Stubenfenster aus den See unter der nächsten Wiese vorbeiglänzen, so wenig breit, daß man am jenseitigen Bergufer die Tannen und Häuslein zählen kann, aber so lang, daß ich weder Anfang noch Ende des schönen Wassers absehe.

Oft ist die Mutter monatelang allein und sehr ernst. Ich weiß nicht warum. Es kommen Männer, die mir nicht gefallen, in die Stube und reden merkwürdig laut mit der Mutter und gehen mit knarrenden Stiefeln von einer Wand zur andern. Aber meine Mutter bleibt immer auf dem gleichen Fleck in der Mitte des Estrichs stehen und redet fast noch lauter als der Fremde.

Sie bewegt dabei die Arme langsam und stellt das Kinn vor. Es scheint, sie fürchtet sich nicht. Aber dann läuft sie doch dem Manne zur Türe nach, faßt ihn am Ellbogen, redet nun schneller und schier wie ein Kind, etwa wie ich, wenn ich die Mutter bitte, mich wegen diesem oder jenem Streiche nicht zu schlagen. Der Mann hört auf der Schwelle zu, nimmt den Hut wieder ab, hellt ein bißchen auf. Meine Mutter nickt mit dem ganzen Kopf: „Ja, ja, ja, sicher!“ — Sie kehrt mir den Rücken. Ich sehe nur, wie ihr schwarzes Haar, das in einem dünnen Netz bis zum Kragen hinunterhängt, lustig auf und ab schwankt. Der Mann geht zuletzt so halb und halb zufrieden

weg. Verena schließt die Stube, und sogleich wischt sie das Lächeln aus, womit sie Ade gesagt hat.

„Stör' mich jetzt nicht“, ruft sie mir mit einer leisen Heiserkeit in der Stimme über den Rücken zu, zieht das Schreibbrett an der Standkommode herunter, und ich höre sie hurtig übers Papier kriecheln, Seite auf Seite. Jetzt klebt sie den Umschlag zu, feuchtet die sitzende Helvetia an, drückt die Marke fest und scheint plötzlich wieder ruhig. — „So, Heinrich, nun kochen wir uns einen guten heißen Kaffee“, sagt sie mit ihrer belegten Stimme, die sonst süß wie ein dünner Faden Wasser klingelt; „komm mit in die Küche! einen guten starken Kaffee!“

Sie legte Feuer an, wärmte Milch auf, goß das strudelnde Wasser durch den Kaffeesack in die Kanne, und ein wonniger Duft zog durch die Küche. Alles machte Verena scheinbar langsam, aber das täuschte, weil sie so ruhig eins ums andere abwickelte, ganz lautlos, in schönen Bewegungen der Hände, so daß ich von der Tischbank aus entzückt jeder Hantierung folgte und diesen oder jenen Griff sogar durch die leere Luft nachzuahmen versuchte. In Wirklichkeit ging alles sehr rasch vonstatten.

O, wie schmeckte uns beiden dieser Kaffee!

Ich wußte, daß der Vater seit Wochen verreist war und daß im Atelier vier Marmorsteine an der Wand lehnten, die als Engel einem Grabmal mit ihren schönen hellen Fittichen sozusagen etwas Heimlichkeit und warme Nestruhe verleihen sollten. Aber diese Klöße hatte der Hammer nur da und dort ein bißchen berührt, und es sah noch nichts Geflügeltes heraus. Und doch sollten die Grabengel längst abgeliefert sein. Aber wie? Meine Mutter kann sie doch nicht selber fertigmachen, und auch die Vorschüsse kann sie nicht zurückgeben, die Paul schon in alle Winde gesät hat. — „Und du, Bürschli,“ sagte sie zu mir nach einem besonders guten Schluck Milchkaffee und lächelte, weil sie für einmal wieder dem Argsten entwischt war, „du kannst doch die Steine dort unten auch nicht fertigstellen? oder? Und zurückzahlen kannst du auch nicht, oder? Heinzl, wenn du dich auch noch so breit mit den Hosensbeinen verspreizest.“

Ich muß etwa sechsfährig gewesen und nach meiner Gewohnheit, wenn man mit mir spaßte oder prahlte, mit weitverspreizten Beinen vor der Mutter gestanden sein. Ich verspreizte auch noch die Hände in den Hosensäcken, um recht stattlich zu erscheinen und griff dabei wirklich rechts einen

Fünfräppler und links mein stumpfes Holzmesserschchen. Aber konnte ich damit die vier Engel aus dem Stein schnitzeln? An mir zweifelte ich nicht; aber das elende Messer! Oder konnte ich mit dem Nadel da Vaters Schulden bezahlen? Sollte ich wenigstens das Schnitzeln probieren? Heut nacht, wenn alles schlief, mit meinem Blendlaternchen in den Saal hinunterschleichen...? Ich könnte vorläufig das Messer schleifen.

Ah, da kam ein Butterbrot, und die Mutter schlängelte mir noch Bienenhonig darauf, und meine ganze Großartigkeit versank in diesem Leckerbissen. Sie aber, die liebe, trank hastig Tasse auf Tasse, ihre schmalen Backen röteten sich, in ihre Augen kam etwas vom fröhlichen Scheiterbrand im Herd. Sie nahm den Brief, schüttete mir die Soldatenschachtel über den Tisch, riegelte mich ein und hüpfte wie ein Mädchen davon. Spät kam sie heim, gab mir seltsamerweise einen Kuß, was sonst nur beim Gutnachtgruß geschah, — ich meinte, wohl weil ich noch am selben Platz beim selben Soldädtlspiel saß. Aber sie dachte gar nicht an mich, als sie küßte, sondern ging mit den Ellbogen in den Hüften die Stube auf und ab und lächelte vor sich hin, ohne ein Wort zu reden.

Man wird die Steine nun doch irgendwie fertigmachen, dachte ich. Oder sie hat das Geld wiedergefunden. Vielleicht ein Engel hat gezeigt, wie man's macht. — Voll Staunen sah ich meine sonderbare, flinke, herrliche Mutter von oben bis unten an. „Du... du... bist du...“ stotterte ich selig.

„Was bin ich?“ fragte sie und öffnete den Schreibschrank und knisterte in einer Schublade herum... „Du bist... du... ach, so... ich kann's halt nicht sagen..“ Und ich sprang auf, umschlang ihren Hals, zog ihr Gesicht zu meiner Kindestiefe hinunter und küßte sie, wo ich nur traf. Das tat ich sonst auch nie.

O, das war ein besonderer Abend, an einem Sonntag, ich weiß es noch gut. Meine ältere Schwester war bei Doktor Dmlins Mädchen und hatte auch die kleine Johanna mitgeschleppt. Die Sonne war gerade untergegangen, so daß die Metallknöpfe am Fensterjopha rot glühten, und ein heftiger Föhn blies ums Haus.

Viel später lernte ich dann wirklich den Engel kennen, welcher der Mutter zeigte, wie Marmor geschnitzelt, Schulden bezahlt, Seufzer gelöscht und Fröhlichkeit an frischen Kerzen angezündet wird: Die kleine, breite, in steifer Obwaldnertracht auf ihrem schönen Hügel sitzende, von Bir-

nen, Blumen und Wohlthun umstrahlte Frau Landammann Josephine Hermann.

Vielleicht war es damals, als ich nachts in meiner Kammer erwachte. Sonst lag auch der Vater hier. Jetzt war ich allein. Durch die halb-offene Tür fiel der schwache Schein der Öllampe aus der Kammer der Mutter herein. Sie konnte nicht schlafen ohne ein bißchen Licht, nämlich jenes schwimmende Döchtlein im Wasserglas, das so still auf der Ölschicht herumrudert und nur dann und wann ein bißchen zur Selbstunterhaltung knistert. Es war das billigste und mildeste Nachtlicht, wie ein kleiner Stern funkelte es aus dem großen Zimmerschatten.

Doch nein, diesmal knisterte es doch anders, und die Helligkeit war zu groß. Das mußte doch die Petrolampe sein. Und immer wieder knisterte es. Da erwachte ich völlig, schlüpfte leise wie eine Katze an die Tür, guckte durch die Spalte und — — sah meine Mutter nochmals schreiben. Ihr Ellbogen rutschte rasch hin und her, Zeile um Zeile wob sie fliegend ab, ich hörte sie oft aufatmen oder einen Satz halblaut nachlesen. Aber ich verstand nichts als das Wort Paul und nochmals Paul, Paul. Unsere graue Katze plusterte sich neben ihr auf, schleckte sich über den Nacken, spähte nach meiner Spalte und kugelte sich wieder auf den Rocksäumen der Mutter in Schlummer zusammen. Ich beneidete das Tier.

Langsam schlich ich ins Bett zurück und sann

nach, wie viele Briefe die Mutter wohl noch schreiben müsse, bis alle vier Marmorengel geschnitzt und genug Geld in der Lade und der Vater wieder daheim sei. O, wie sie schreibt! Gott, wie viele Worte! Das muß ein Lesen sein! Wen es trifft, o, der Tausend, dem wird es in den Ohren tosen! Gewiß ist schon die halbe Nacht vorbei. Hat die Mutter denn keinen Schlaf? Die ganze Welt schläft doch jetzt. Es ist grenzenlos still. Sogar die Katze steckt den Kopf immer tiefer in den Pelz. Und doch heißt es, daß die Katzen nachts wach bleiben. Aber sogar unsere wilde graue Mieke ist wieder eingeschlafen. Und die Mutter schreibt, schreibt, schreibt!

Ich zog die Beine herauf, wickelte mein Körperchen in der Bettwärme wohligh zusammen und mußte mich fast auf die Zunge beißen, um nicht zu rufen: „Mutter, liebe, komm doch jetzt schlafen! Komm da gerade zu mir her! ich habe dir den Platz warm gemacht.“

Aber irgend etwas in mir sagte, ich dürfe durchaus nicht rufen. Dieses Wachsein, dieses Gefrickel hin und her mit dem Ellbogen, diese vielen Briefe müßten sein, leider, leider, wegen jener schwarzen Männer mit den knarrenden Stiefeln! Ich vermute, das waren meine ersten schweren Nachdenklichkeiten, und sie begannen in dieser Nacht eine feine Runzel in meine Stirne zu ziehen.

(Fortsetzung folgt.)

Eidgenössische Grundsätze.

Der Glaube an den Sinn unserer Eidgenossenschaft läßt uns auch schwerste Zeiten überwinden.

„Achte jedes Mannes Vaterland, aber das deinige liebe.“

Was das Durchhalten auch koste, zur Verteidigung unserer Selbständigkeit ist ein jeder uneingeschränkt bereit.

Mut und Ehrlichkeit sind die ersten Forderungen.

Die Erfüllung der Pflichten geht vor dem Genuß der Freiheiten.

Wir sind alle aufeinander angewiesen. Kampf dem unsozialen Verhalten! Gemeingeist tut not. Hoch steht die Menschewürde des Einzelnen, die Familie und jedweder Beruf.

Arbeitskraft ist Volkskraft, darum Arbeit für jedermann!

Die Mutigen und Tüchtigen schließen die Reihen und stellen den Eigensinn zurück.

Jeder Eidgenosse nimmt die politischen Fragen des Landes ernst. Leistung und Zusammenarbeit allein sind nütze. Mörgeln und Schimpfen helfen nichts.

Die Geschicke des Landes legen wir in die Hände der Besten und verpflichten sie durch unser Vertrauen.

Lieber Armut in der Freiheit als Wohlergehen in der Knechtschaft.

Schweizer und Schweizerinnen aus den großen kulturellen Verbänden.